

LEG DEIN LEBEN NICHT IN FREMDE HÄNDE

In glühender Hitze, mit aufgeschlitzter Kehle, alle Viere von sich gestreckt, liegt am Tor ein totes Kamel. Fette Fliegen tummeln sich in seiner Wunde. Niemand schert sich darum, obwohl es nur so vor Menschen wimmelt. Wir sind am Rande der Stadt, auf dem Kamelmarkt von Kairo, dort, wo die letzte Station der Kamele beginnt, die auf einem zweitausend Kilometer langen Marsch aus dem Süden, vom Sudan, direkt hierher getrieben worden sind. Mein Blick kann sich nicht von der aufgeschlitzten Kehle lösen. Ein Schauer läuft mir über den Rücken. Jedes Skelett, jeder abgefressene Knochen im Wüstensand der Sahara hatte mir zuvor den gleichen Schauer bereitet und sich tief in mein Gedächtnis eingegraben.

Es ist Sonnabend. Die Menschen ziehen an uns vorüber, zum Einkaufen auf den Markt. Keiner nimmt Notiz von dem toten Kamel. Ich sage *Schau! Schau doch* zu Sapery. *Es ist alt*, beruhigt er mich, zieht mich am Ärmel fort. Wir gehen in den Hof. Der Gang ist mit Menschen verstopft, die raus und rein wollen. Eine Horde junger Esel wird durch die Menge getrieben. Ein unbeschreibliches Getümmel. Neben den Viehhändlern, am Rande des Weges, Stände mit Schlüpfern, Töpfen, Schnüren, Limonaden, Spiegel, Melonen. Dort, links, wird gerade einer Ziege das Fell abgezogen. Einer zweiten, dritten werden die Eingeweide herausgenommen. Daneben Männer, die in aller Seelenruhe Tee trinken oder sich in der Mittagshitze langgelegt haben.

Wo wir gehn und stehn, Kamele. Kamele über

Kamele. Ihnen wurde von den Besitzern das rechte Vorderbein zusammengeknickt. Ober- und Unterschenkel mit einem Strick verschnürt. Damit sie nicht fliehen können.

Kamele sind schnell. Sehr schnell. Kamele vergessen keine Schläge. Sie rächen sich für jeden Stockhieb. Spätestens in der Wüste, wo der Besitzer vom Kamel abhängig ist. Sie wollen Dankbarkeit und Liebe als angemessenen Lohn für ihre Plackerei. Ein Kamel kann stunden- und tagelang durch heißen Wüstensand waten,



ohne einen einzigen Schluck Wasser getrunken zu haben. Sein Körper ist ein großes Wasserreservoir. Kamele sind schüchtern. Sie mögen es nicht, wenn jemand ihnen bei der Liebe zuschaut. Deshalb treiben sie's am liebsten im Dunkeln. Außerdem sind sie anständig, elegant, eigenwillig, arrogant, stolz und voller Ausdauer, mit einer Langatmigkeit, die so schnell kein anderes Tier aufbringt. Auf dem Markt, diesem unwürdigen Platz, der nach Tod riecht, landen die Tiere, die an Fleischhändler verschachert werden sollen. Sie spüren den Tod. Mehr noch als ihre Furcht verletzt es sie, von ihren Herren verstoßen zu werden. Das spüre ich körperlich, wenn ich in die Gesichter der Kamele schaue.

Ich erinnere mich an meinen ersten Besuch auf dem Kamelmarkt. Fellachen luden gerade vom Hänger ihres Autos ein Kamel ab. Es war ein hohes, riesengroßes Tier, das vom Hänger gepurzelt auf der Erde lag, und so sehr sie es auch mit Stöcken traktierten, es bewegte sich nicht von der Stelle, schrie zum Gotterbarmen, es schrie so laut, so anhaltend laut und so voller Verzweiflung, als würde es seinem Besitzer wirklich übelnehmen, hierher gebracht worden zu sein, es loszuwerden. Für immer und ewig. Was für eine Kränkung!

Bei diesem schauerhaften Anblick und Gebrüll erinnerte ich mich

an die Bullen im Schlachthof von Dresden, wie sie draußen, im Gatter zusammengepfercht darauf warteten, auf die Rampe geprügelt zu werden, wo sie schließlich einen Bolzenschuss in den Kopf bekamen. Nur eine Mauer trennte die Lebenden von den Toten. Als würden sie es riechen, so riechen, wie du es riechst – diese Mischung aus frischem Blut, Urin und Scheiße, die da am Boden im Schlachthaus entlangrinnt und dir die Kotze in den Mund treibt. Du riechst es so sehr. Auch die Bullen, die draußen anfangen, sich gegenseitig ihre spitzen, rosaroten Schwänze in den Arsch zu rammeln. Sie sind von einer solch verzweifelten Geilheit, Samen und Samen spritzt kreuz und quer durch die Luft. Ihre dampfenden, schwitzenden Körper, die sich da aneinander reiben, stoßen, drücken, sind wie ein flammender Aufruhr des Lebens. Am Ende werden sie einzeln die Rampe hochgetrieben, resigniert und wehrlos das Ende erwartend.

Ich erinnere mich an den sterbenden Fisch in Chinatown, New York. Ich habe in seine Augen gesehen, als er starb. Er lag auf der Erde, in einer Aluminiumschale. Eine Hand hatte ihn gerade aus dem Bassin genommen und dort hingeworfen. Während sich unzählige Menschenbeine an ihm vorbeischlängelten, ab und zu stehenblieben, geschubst und gedrängelt, da traten dem Fisch die Augen aus dem Körper. Eine Angst, die mir nahe ist. Die Angst war das, was uns verband. Fleisch- und Viehhändler wickeln ihre Geschäfte ab. Die Käufer begutachten die Ware, feilschen um den Preis. Es kann Stunden dauern, ehe sie sich einig geworden sind. Dann werden ganze Horden zum Schlachten

geführt. Manchmal flüchtet ein Kamel. Der Besitzer rennt hinter ihm her, peitscht es aus. Nach wenigen Minuten ist die Flucht vereitelt. Als Sapery und ich das Gelände verlassen, plötzlich ein flüchtendes Kamel auf der Straße. Niemand stoppt es. Niemand prügelt es. Es läuft zwischen all den Autos, Bussen, Pferdewagen und Menschen. Wie durch ein Wunder bleibt es unbehelligt. *Du bist frei! Frei!*, denke ich und rufe im Stillen *Lauf! Klemm die Beine unter'n Arsch, lauf! Lauf, wie du nur laufen kannst.*

Das Kamel ist verunsichert. Bevor es außer Reichweite ist, dreht es um, läuft zum Eingang und kehrt in den Schlachthof zurück.